



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Cleinow, Georg: Kritik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Kritik

Von Georg Kleinow

**R**er gezwungen ist, die Lage der Mittelmächte lediglich nach den kurzen Meldungen der amtlichen Telegramme und den halbamtlichen Kommentaren dazu zu beurteilen, wird kaum imstande sein, sich ein zutreffendes Bild vom wirklichen Stande der Dinge zu machen und hat einen Schein des Rechtes, besorgt den Kopf zu wiegen. Was in den letzten Wochen geschehen, ist obenhin angesehen tatsächlich nicht geeignet zu rosigen Betrachtungen. Militärisch und politisch kann der der Politik fernstehende den Eindruck haben, als befänden wir uns auf einem allgemeinen Rückzuge vor übergewaltigem Druck. An der Piave, wo sich die Elemente mit den Italienern verbündet zu haben schienen, setzte die rückläufige Bewegung ein; es folgt die überraschende Wendung der Dinge an der Marne, die zum Rückzug auf die Vesle führt; im Osten bedroht der inzwischen beigelegte Eisenbahnerausstand in der Ukraina und die mit Attentaten einsetzende Kriegserklärung der Sozialrevolutionäre die friedliche Entwicklung, während in Litauen die Taryba sich Rechte anmaßt, die sie im Widerspruch zu den Reichsinteressen fest ausnutzt; in Finnland zeigen die inzwischen auf den glatten Weg geführten Verfassungsverhandlungen im Parlament, daß es auch dort politische Gruppen gibt, die sich versucht fühlen, ihre Wege ohne Rücksicht auf die Wünsche des deutschen Befreiers zu wandeln; zwischen Somme und Ancre erleiden unsere Truppen durch Überraschung eine ernste Schlappe, und schließlich zieht sich die deutsche Gesandtschaft aus Moskau zurück, während Entente-truppen, Tschecho-Slowaken, Japaner, Amerikaner von Norden und Osten heranzürücken, um die russische Front wiederherzustellen. Das sieht schlimm genug aus, und es ist gewiß kein erfreuliches Bild, das uns der amtliche Apparat malt! Dies Bild erfährt noch eine ungewollte Verdüsterung durch Veröffentlichungen, wie etwa die über die Mission des Obersten Noanda, die die Friedensverhandlungen von Bukarest einleitete, wie überhaupt verschiedene Nachrichten aus Österreich.

Allein der Umstand, daß das unerfreuliche Bild hier so unbekümmert auf engstem Raum ohne Beschönigung zusammengestellt werden darf, möge dem Leser schon als Beweis dafür dienen, daß außer dem veröffentlichten politischen Material noch weiteres vorhanden ist, das im offiziellen Pressedienst nicht zum Ausdruck

kommt, vielleicht nicht zum Ausdruck kommen darf, weil durch die Hervorkehrung der freundlicheren Rehrseite lediglich die rüstig voranschreitenden Gegenwirkungen oder deren Vorbereitungen bloßgelegt und zur Kenntnis des Feindes gebracht würden. Krieg und Politik sind Schachpartien, bei denen die Völker zugleich Figuren und Zuschauer sind: die Züge gehen hin und her und manche Figur muß geopfert werden, um schließlich den gegnerischen König matt zu setzen. Auf dem Schachbrett des Weltkrieges muß das Spiel so geführt werden, daß Figuren und Bauern möglichst erhalten bleiben, weil die Mattstellung des Gegners nicht allein maßgebend für den Sieg ist. Der siegreichen Regierung muß ein möglichst zahlreiches Volk und eine kräftige Wirtschaft zur Seite bleiben, um den Sieg auch auszunutzen zu können. Unsere scheinbaren Niederlagen, unsere Rückzüge in West und Ost und Süd sind Schachzüge, auch wo sie der Gegner uns abtrotzte, in erster Linie bedingt durch die Rücksicht auf die Verluste. Aber auch sie dienen dem Endsieg und führen uns ihm näher. Das Ende des Krieges könnte natürlich auch in beschleunigterem Tempo herbeigeführt werden durch rücksichtsloseren Einsatz von Menschen, Pferden, Material, Wirtschaftsorganisation, auch Treu und Glauben, — was aber hätte die Nation von einem Siege, der sie kraftlos machte, ausgeplündert, umgeben vom Mißtrauen und von der Nichtachtung ihrer früheren Freunde? Zum Siegen gehört Geduld!

\* \* \*

In einem Höhepunkt des Ringens wie dem jetzigen, in dem alle militärischen und politischen Kräfte auf das äußerste angespannt sind, legt sich auf die Publizisten und Politiker daheim eine besonders schwere Last: die Notwendigkeit, in ihrer Kritik peinlichste Zurückhaltung zu üben, wo diese geeignet sein könnte, die innere Harmonie in der Nation zu beeinträchtigen und Stimmungen zu fördern, die sich mehr oder minder absichtsvoll gegen die im Kampfe stehende Führung richten. Erst wenn wir erkennen, daß die Führung so unzulänglich wird, daß sie eine Gefahr bedeutet, und wenn wir bemerken sollten, daß von zuständiger Seite keine Abhilfe geschaffen wird, wären wir berechtigt und verpflichtet, die anderen Rücksichten auf die momentane Lage fallen zu lassen. In den abgelaufenen vier Jahren hat es zu einem solchen Eingreifen der Presse in den Bereich der Obersten Kommandogewalt nicht kommen können, weil im deutschen Heere die Korrekturen stets mit einer Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit durch die vorgeetzten Stellen erfolgen, daß wir in der Heimat meist vom Wechsel in höheren Posten früher hören, als die Ursache bekannt wird. Diese Beobachtung macht uns erst recht eine erhöhte Zurückhaltung zur Pflicht und es ist sicher besser, kritische Artikel unterbleiben in diesen Zeitläuften ganz, als daß sie Beunruhigung ins Volk tragen.

Unter diesem Gesichtspunkte möchte ich heute Einspruch gegen den Schlußsatz des letzten Mittwochartikels in der „Kreuzzeitung“ von Otto Hoegsch erheben. Nach einer sachlichen Darstellung der Verhältnisse in der Ukraina und einer mehr theoretisch als praktisch angefaßten Übersicht über die sich einer Agrarreform daselbst entgegenstellenden Schwierigkeiten, stizziert Hoegsch die politischen Kämpfe in Rußland und bricht schließlich in die erregten Worte aus: „Heute droht uns der Vorteil politisch wieder aus der Hand zu gehen, der im Ausscheiden Rußlands aus der Weltkoalition lag, heute droht die Gefahr, daß tatsächlich die Elemente, die den Sturz der Bolschewiki wollen und auf die Dauer ja auch erreichen werden, unter

der Fahne der Entente gegen Deutschland gesammelt werden. Das ist das politische Hauptproblem dieser Wochen im Osten. Und wenn diese Entwicklung, wenn die Unternehmung der Entente uns, was sehr leicht möglich ist, zu entsprechenden Gegenmaßnahmen zwingt, wissen wir dann genau, was wir politisch wollen, wollen müssen?" Herr Professor Goëtsch dürften gewisse Einzelheiten aus dem östlichen Herenkessel nicht zugänglich gewesen sein, ehe er seine Betrachtung veröffentlichte. Hätte er gewußt, daß unsere Politik in der Ukraina nur solange der Tendenz der dortigen Nationalisten folgte, Groß- und Kleinrußland auseinanderzuhalten, wie im ukrainischen Volk selbst dafür Stimmung vorhanden zu sein schien, und daß sie sich schon seit Monaten darauf beschränkt, die im Norden einflußreichere Entente ebenso wie den Bolschewismus vom Süden fernzuhalten, so würde er sich kaum so pessimistisch geäußert haben.

Die Revision des Friedens von Brest-Litowsk, deren Notwendigkeit Goëtsch andeutet, kann meines Erachtens erst zur Erörterung gestellt werden, wenn sich die Dinge in Rußland soweit konsolidiert haben, daß wir auf eine gewisse Beständigkeit rechnen dürfen. Heute schon sagen zu wollen, wir müssen den Kadetten oder Sozialrevolutionären oder sonst einer Partei Konzessionen machen, oder gar den ganzen Vertrag von Brest-Litowsk hingeben, um sie uns wohl zu stimmen, hieße denselben Fehler noch einmal begehen, den man in Polen gemacht hat, als unsere Regierung unter dem Druck der Wiener Diplomatie einen Atout nach dem anderen auf den Tisch legte, ohne auch nur selbst zum Stich zu kommen. Warten wir doch ab, was in Rußland geschieht. Auf keinen Fall dürfte eine Situation entstehen, die es der Entente ermöglichte, die Russen zum heiligen Krieg gegen die deutschen Eindringlinge aufzurufen, wie seinerzeit gegen den Korfen. Solches könnte aber sehr leicht eintreten, wenn wir um der schönen Augen der Kadetten willen etwa in Moskau einrückten und den Kampf gegen Bolschewisten und Sozialrevolutionäre zugleich aufnahmen. Die Rückverlegung der deutschen Gesandtschaft von Moskau nach Pskow zeigt, daß unsere Regierungspolitik sich im Osten auf richtigen Bahnen bewegt und daß man in Berlin und im Großen Hauptquartier ganz genau weiß, was man will.

Der Goëtsche Pessimismus in Ostfragen, wo die Oberste Heeresleitung ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen hat, bedarf der Zurückweisung um so mehr, als nur zwei Tage vor dem „Kreuzzeitungs“-Artikel ein „Politische Mentalität“ genannter in der „Vossischen Zeitung“ erschienen war, zu dessen theoretischen Ausführungen die Sätze von Goëtsch sehr wohl die Illustration sein könnten. Der Verfasser Dr. Hans Ehrenberg, Professor an der Universität Heidelberg, also nicht der bekannte Herausgeber des von Thünen-Archivs, bemüht sich nachzuweisen, daß den Heerführern durch eine zu starke Berücksichtigung der militärischen Mentalität in unserem nationalen Leben ein ihnen nicht zukommender Platz eingeräumt sei. „Überall . . .“, schreibt Ehrenberg, „treten . . . wirtschaftliche oder militärische Ziele in den Vordergrund und beseitigen die politischen Ziele . . . auch die Methoden, mit denen den militärischen oder wirtschaftlichen Zielen nachgestrebt wird, sind wiederum nicht politisch, sondern nur wirtschaftlich oder militärisch. Solange die polnische Frage militärisch und die belgische wirtschaftlich ‚gelöst‘ wird, solange Mitteleuropa weltwirtschaftlich und die Kolonien nach den Begriffen des Kontinentalkrieges ‚beurteilt‘ werden, solange ist Deutschland ohne Politik.

... es ist nicht denkbar, aus den Teilurteilen des Militärs und des Volkswirtschaftlers zu einer Politik zu kommen. Wirtschaft und Militär spielen bei uns ständig die Rolle der Erfolgsmentalitäten ... Das Politische soll den schlechthinigen (!) Überwert über das Militärische und das Wirtschaftliche heben ... Die militärische Mentalität repräsentiert allerdings im Augenblick der Rettung das Ganze; ist aber die Gefahr vorüber, so sinkt sie wieder zum Teilgeist herab, und alle militärischen Handlungen und Ansichten, die über den Zeitraum der Gefahr hinausreichen, haben nur Ressortwert und sind daher nicht mehr repräsentativ. Die militärische Mentalität ist, wo sie politisch wird, immer auf Möglichkeiten und ihre Abwehr, nie auf Wirklichkeiten und ihren Aufbau bedacht, ist daher nicht fähig Geschichte zu machen. Auch die Retter sind ... nur zeitweise Vollrepräsentanten des Ganzdeutschums; ist ihr Moment vorbei, so sind sie nicht mehr als Große ihres Faches.“ Nach Herrn Ehrenbergs Auffassung werden im Streit unserer Kriegsziele, der zwischen militärischen und wirtschaftlichen Zielen wechselt, politische Ziele überhaupt nicht aufgestellt. „Das politische Überseeeproblem, die politische Mitteleuropafrage und das politische Ostproblem, alle existieren nur für einige vereinsamte politische Denker; unsre Feinde werden immer nur militärisch und wirtschaftlich, nie aber politisch eingeschätzt. An die politischen Folgen des Krieges denkt fast niemand, denn für die große Mehrzahl ist der Krieg auch nicht aus politischen Zusammenhängen erwachsen.“

Es ist mir völlig unverständlich, wie dieser Artikel, der nur durch die Stelle, an der er erschienen ist, Beachtung verdient, in dieser Zeit veröffentlicht werden konnte. Soll er der Propaganda gegen die Oberste Heeresleitung dienen? Will der Herr Verfasser die Bedeutung des Generalstabs in den Augen der Bevölkerung gegenüber den Politikern herabsetzen? Was versteht der Herr Professor unter militärischer Mentalität? Nach seinen Darlegungen kann er darunter nur das Wesen eines subalternen Kommisssoldaten, eines hervorragenden Sachverständigen, der sich anmaßt die Führung der Nation zu übernehmen, meinen. Die Heerführer erscheinen nach seinem Bilde als Scheuklappen tragende Ressortbureaukraten, die außer Zusammenhang mit der Welt ausschließlich der mechanischen Vorbereitung für die negativen Aufgaben des Krieges gelebt haben. „Militärische und wirtschaftliche Mentalität versagen immer auf den Höhen der Weltgeschichte.“ Weiß der gelehrte Verfasser wirklich nichts von der militärischen Mentalität eines Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen? Kennt der Verfasser nicht die große, von Offizieren des Generalstabs geschriebene Literatur von Clausewitz bis zu Freitag-Voringhoven, nicht Yorcks Weltgeschichte in Umrissen, und Freytags „Psychologie unsrer Gegner“? Die echte militärische Mentalität der Deutschen, die Ehrenberg gar nicht kennt, die Mentalität des Generalstabs, die sich durchaus nicht auf die Abwehr von Möglichkeiten beschränkt, ist wohl die feinste und kultivierteste Verschmelzung soldatischer und staatsbürgerlicher, politischer Tugenden, die es überhaupt auf der Welt gibt. Es gibt keine glänzenderen „Vollrepräsentanten des Ganzdeutschums“ als jene militärischen „Retter“, deren Mentalität nicht fähig sein soll Geschichte zu machen, als das deutsche Offizierkorps. Die militärische Mentalität kann mit der wirtschaftlichen schon aus dem einen Grunde nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil die eine auf dem Grundsatz alles für das Gemeinwohl emporgewachsen ist, ohne dabei die Entwicklung von Individualitäten, von Männern,

Führern zu hemmen, während die andre, die wirtschaftliche Mentalität, auf dem Egoismus von Einzelmenschen und Erwerbskreisen beruht. Darum hat auch der Verfasser durchaus recht, wenn er ihr die Fähigkeit Geschichte zu machen abspricht. Daß die militärische Mentalität dagegen nicht nur aufbauen, sondern Geschichte im weitesten Sinne zu machen befähigt ist, beweisen die Völker aller Zeiten, die ihrer militärischen Mentalität wie zuletzt Rußland den Laufpaß gaben und sich von ihrer politischen Mentalität fortreißen ließen: sie brachen zusammen. In der militärischen Mentalität, wie sie verstanden werden muß, verkörpert sich das aristokratische, in der politischen das demokratische Streben. Das ist der langen Rede Ehrenbergs kurzer Sinn. In unsrer Zeit der großen militärischen Persönlichkeiten, denen wir nicht nur gewaltige militärische Erfolge, sondern auch weit ausgreifende politische zu danken haben, von der Überlegenheit der politischen Mentalität über die militärische zu sprechen, gemahnt doch sehr, an die Tätigkeit des Volkstribunen Flavius im ersten Auftritt von Shakespeares Julius Caesar.

Die Vorgänge an der Front und in der großen Politik sind es denn auch nicht in erster Linie, die auf die Stimmung in der Heimat wirken. Drückender wirkt eine unzeitgemäße Kritik, die selbst nicht imstande ist erhebende Ausblicke zu gewähren. Die geringere Bedeutung einzelner kriegerischer Mißerfolge für die Gesamtlage ist jedem Zeitungsleser durch den Umstand gegeben, daß sie sich fern von der Heimat auf feindlichem Boden in Italien und Frankreich abspielen und somit den Gegner mindestens ebenso schwer treffen, wie uns selbst. Fremder Boden wird zerstampft, fremde Städte werden eingeeßert! Es ist ein Teil des Germüßungsverfahrens, das Hindenburg nun schon seit zwei Jahren mit gutem Erfolge anwendet. Wirklich enttäuscht sind bei uns nur jene, die in der letzten deutschen Offensive mehr sahen, als einen Weg zum Endkampf, nämlich den Endkampf selbst. Wir anderen haben uns auf Rückschläge vorbereitet, und wir stehen auch heute, wie am 5. April, auf dem Standpunkt, daß die militärische Entscheidung dieses Krieges nicht auf französischem Boden fällt. „Der Krieg wird auf der See entschieden werden.“ („Grenzboten“, Heft 14 S. 3.) Damit wird auch die Bedeutung der beiden Nackenschläge, die wir kürzlich hintereinander bekommen haben, in das richtige Licht gerückt. „Der Plan unseres Angriffes am 15. Juli“, sagte Ludendorff ohne Beschönigung, „ist diesmal strategisch nicht geglückt.“ Solche Möglichkeiten sind von allen, die das Wesen des Krieges kennen, stets in Rechnung gestellt worden, wenn auch das unerwünschte Ereignis naturgemäß immer überraschend eintritt. Die ruhige Gesaßtheit, mit der die Oberste Seeresleitung noch aus der Not des Rückzuges einen taktischen Erfolg gemacht hat, beweist am besten, wie sehr Hindenburg und sein Stab Herren des blutigen Schachbrettes sind. Als der Franzose zu seinem großen Schlage ausholte, um die gegen und über die Marne vorgestürmten deutschen Divisionen von Nordwesten her abzukneifen, „kam es darauf an, den ihm zugrunde liegenden Plan eines entscheidenden Erfolges zu vereiteln, während unsere eigenen Opfer möglichst gering blieben.“ Auf das Gelände, das in solchen Bewegungsschlachten den Besitzer wechselt, kommt es für uns solange nicht an, wie es feindlicher Boden ist und die Stellung unserer Truppen nicht verschlechtert wird. Es ist schlechthin Schlachtfeld. Etwas anders liegt die Sache bei dem englischen Angriff zwischen Ancre und Abre. Dort ist es

dem Gegner, anscheinend vom dicken Nebel begünstigt, durch Überraschung gelungen, uns ähnlich wie im April 1917 bei Arras und im November vorigen Jahres bei Cambrai bis zu einem gewissen Grade über den Haufen zu rennen. Sind bei solchen Stößen auch meist die Verluste an Gefangenen und eingebautem Material groß, so bliebe die Schlappe doch nur ein kriegerisches Mißgeschick von örtlichen Ausmaßen, selbst wenn es den Engländern gelungen sein sollte, in mehr als zehn Kilometer Breite in unsere Linien einzudringen. Ich bin überzeugt, und jeder, der einmal im Westen gekämpft hat, wird es bestätigen, daß der Schaden schon repariert sein wird, wenn diese Zeilen sich in den Händen meiner Leser befinden. Zum Siegen gehört Geduld.



## Die englische Umflammerung Europas

Von Dr. Wütschke

„Das Kriegsziel Englands ist, planmäßig ganz Europa zu umflammern. . . . Es kann nicht oft und laut genug betont werden, daß England nicht um Elsaß-Lothringen willen, sondern für eigene Interessen um die politische und wirtschaftliche Knechtung Europas kämpft.“

Bayer. Ministerpräsident von Dandl,  
31. 7. 18, Kammer d. Abgeordn.



n England und Nordamerika bejubelt man den engen Zusammenschluß der beiden angelsächsischen Mächte mit dem Wunsche, daß aus ihm ein festes Bündnis aller englisch-sprechenden Völker erwachsen möge, zum „Heil der Menschheit, zum Schutz der Freiheit der Welt und der Sicherstellung der Gerechtigkeit unter den Völkern“. Ich habe bereits in diesen Blättern (Nr. 44, 1917) darauf hingewiesen, daß das gegenwärtige britisch-amerikanische Bündnis zunächst zwar die gemeinsame Knebelung und Ausbeutung der Welt durch das Angelsächsentum sich zum Ziel gesetzt hat, daß aber dieser Zusammenschluß notwendigerweise den Keim ernstester Konflikte in sich trägt, weil sich die Machtansprüche beider Staaten in einzelnen Gebieten der Erde gegensätzlich berühren. Vor allem im amerikanischen Mittelmeer steht der jetzt schärfer als je hervortretende Imperialismus der Union dem britischen am schroffsten gegenüber. Der usamerikanische\*) wird niemals wieder, so lange die Union eine Großmacht ist, aus diesem Gebiet weichen, das er immer mehr zum Kerngebiet seiner Weltmachtstellung auszubauen bestrebt ist (in neuester Zeit kennzeichnen nach dem Ankauf Dänisch-Westindiens die Gerüchte vom Kauf Niederländisch-Guayanas und der Inseln die weitere Richtung seines Auswirkens); die Briten dagegen werden ihre vorzügliche Machtstellung, die sie mit Jamaika und der atlantischen Inselsperrlinie vor der amerikanischen Küste von Kanada über die Bermuda, die Bahama und die kleinen Antillen bis Britisch-Guayana besitzen, niemals aufgeben, wenn sie nicht das starke gleichmäßige Netz ihrer Stützpunkte auf dem Erdball an einer bedeutsamen Stelle zerreißen wollen.

Und doch! So laut heute gerade von der britischen Insel aus die angelsächsische Verbrüderung aller Welt eindringlich verkündet und gepriesen wird: die britische Politik wird sich niemals durch Stimmungen, die im gegenwärtigen Augenblick das britische politische Empfinden allein zu beherrschen scheinen, beirren lassen. Man ist sich an maßgebender Stelle durchaus im klaren, daß die britische Machtstellung weder in Kanada, noch um das Karibische Meer dem usamerikanischen

\*) U. S. = United States of Amerika.